

Wir alle zusammen den ersten Anzug ertrugen, wozu natürlich auch die Bestimmtheit besaßen für jeden Einzelnen gekleidet wird.

Nach säuerndes Frühlingskraut zu bereiten.

Das feingehackte Sauerkraut wird zu diesem Zwecke täglich mit Salz durchgeseiht (auf ein Pfund Kohl fünf Gramm Salz) festgedrückt und beinahe über Nacht stehen gelassen und mit reichlich Weinbeeren und Scheiben von sauren Meiseln fest in einen Steintopf gedrückt. Mit kleinen Bretchen und Scherem einen Stein belastet, ist dieser Kohl schon in acht Tagen, im warmen Raume liegend, gebrauchsfähig. Er hält aber seine feinste Säure erst in zwei bis drei Wochen.

Kürbis als wohlschmeckender Surrogat.

Nicht völlig ausgereizter, noch grüner Kürbis, wird in fingergliedlange Stücken geschnitten, auf ein Pfund Kürbis 15 Gramm Salz gerechnet, mit diesem gut vermischt und über Nacht stehen gelassen. Dann werden sie am nächsten Tage mit Leinwandtüchern abgedrückt, mit feinem feingehacktem Dill, Bohnenkraut und Zwiebeln in Gläser gefüllt und mit gutem, ausgekochtem und wieder erkaltem Weingeist übergossen. Am zweiten und dritten Tage wird der Saft nochmals trocken abgeseiht, wieder ausgekocht und nach dem Erkalten von Neuem wieder darüber gegeben. Das Pergamentpapier fest verkleben, aufbewahrt, schmecken sie nach etwa 14 Tagen ganz vorzüglich und bleiben schön feil.

Das Waschen der Gesichtslinien

läßt sich verhüten, wenn man die Eier, ehe man sie in das kochende Wasser gibt, mit kaltem Wasser übergießt.

### Bunte Zeitung.

Die neueste Lehre von dem Werden der Planeten. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften hat der französische Astronom Camille Flammarion, der im Jahre 1905 ein neues Geheiß über die Entfernungen der Planeten aussprach, eine eigenartige Erklärung über die Entstehung des Planetensystems gegeben. Er geht dabei von der Beobachtung aus, daß in die Luft gelobene Rauchringe sich während der Fortbewegung ständig erweitern, und das ihre Durchmesser besonders schnell wachsen, wenn man senkrecht zu ihrer Bewegungsrichtung ihnen eine Ebene entgegenstellt. Man sieht unter Planetensystem durch ein Zusammenstoß des Sonnenstrahls mit einem gewaltig ausgedehnten kosmischen Nebel entstanden. Dadurch wurden dem Stern so starke innere Erschütterungen mitgeteilt, daß sich in seiner Äquatorialebene in periodischen Wälzenden Teile lösten. Diese aber wurden zu Planeten, indem sie sich in Ringen bewegten, die sich den Rauchringen verhielten, immer mehr erweiterten, je länger die abgeordneten Massen ihre Eigenbewegung beizogen. Alle diese Planeten aber, die das Fortfliegen der Ringe, also der Planetenbahnen, in einer zu dem Sonnenstrahl senkrechten Ebene verhielten und das schnelle Anwachsen der Ringsdurchmesser hervorrief, hielten die kosmische Materie, der den ursprünglichen Zusammenstoß betriebe, und der demnach etwa in der Ebene der Scheinbaren Sonnenbahn liegen muß. Letzteres besagt das Verbot auch, aus seiner fortwährenden Theorie heraus erklären zu können, warum die Drehungsachsen von Uranus und Neptun im Gegensatz zu denen der anderen Planeten fast ganz in der Ekliptik liegen, ein Problem, das bisher noch allen Lösungsversuchen hartnäckig widerstanden hat.

Das größte Stalter der Weltgeschichte. In diesen Tagen unerschöpflich unendlicher Zerstörung muß und die billige Lebenshaltung, der sich die Männer im Jahre 1900 b. Chr. erfreuten, gleichwie ein wahres Leben im Schlaraffenlande anmuten. In dem Melodienjahr der Billigkeit waren die Preise aller Lebensmittel auf einem Tiefstand angelangt, wie man sich bisher noch nie erlebt hatte. Konnte man doch in jenem glücklichen Jahre in Rom noch Maß einen Scheffel Getreide oder etwa drei Liter Wein oder 30 Pfund getrocknete Feigen oder 10 Pfund Olivenöl oder 12 Pfund Fleisch für ein A. d. h. für etwa vier Pfennige erstehen; denn alle diese guten Sachen kosteten den gleichen Preis. Der bekannte französische Historiker Rollin führt in seiner „Allgemeinen Geschichte“ diese für unsere Verhältnisse geradezu ungläublichen Preise für die ungeheuren Summen zurück, die die Ausschüttung der Frikte gegen die Kartagenen bedingt hatte. Die e Unruhigkeiten hatten den Staatschatz geleert und die geüblichen Umsatzenmittel knapp werden lassen, was unausweichlich diesen Preissteigerung der Lebensmittel nach

hin zuziehen mußte. Das gerade Gegenteil dieser Wirkung hat die außerordentliche Überfüllung mit Zahlungsmitteln heute gezeitigt. Die Erfindungen des französischen Historikers über den Zusammenhang zwischen der Billigkeit der Lebensmittel und der Knappheit der Zahlungsmittel können demzufolge als bemerkenswerte Fingerzeige für die Lösung eines volkswirtschaftlichen Problems gelten, das die Welt heute mehr als je beschäftigt.

Lloyd George Mittel gegen den Streik. Als sich vor einigen Monaten in England zum erstenmal drohende Anzeichen des Eisenbahnstreiks bemerkbar machten, fragten, nachdem die Ge.är glücklich beschworen war, einige besorgte Kollegen Lloyd Georges die, was wohl geschehen wäre, wenn die Eisenbahnen ihre Streikdringung vernichtlich hätten. „Das ganze Leben des Landes wäre doch zum Erliegen gekommen, wir würden eine allgemeine Unterbrechung jeglicher Gewerbetätigkeit und überhaupt die Nahrungsmittelnot und andere katastrophalen Folgen erleben.“ Er ist es nicht so?“ fragte einer der Herren seine Frage in der Hoffung auf des Ministerpräsidenten Zustimmung. Lloyd George antwortete: „Wenn ich Ihnen vor dem Jahre 1914 erklärt hätte, daß ein Krieg fünf Jahre lang alle Lebenskräfte der großen Nationen zur Lähmung verurteilen würde, so würden Sie sich zweifellos gefast haben, daß das den Tod der Menschheit bedeuten müsse. Nun, meine Herren, Sie haben ja erlebt, daß die Menschheit nicht gestorben ist. Was ist aber ein Eisenbahnstreik im Vergleich zu dem Krieg. Schen, die Jüge werden stehen bleiben. Das wird uns in Erinnerung rufen, daß wir nicht immer Eisenbahnen gehabt haben und uns zwingen, uns den Verhältnissen anzupassen. Und das Leben wird seinen Weg weiter gehen. Glauben Sie mir, es ist so viel härter als der Tod.“ Nach kurzer Pause sagte Lloyd George hinzu: „Mein, ich habe nicht die geringste Angst vor dem Eisenbahnstreik.“ — „Wären Sie ihn denn unterdrücken?“ wußte einer der Anwesenden ein. — „Mein, das bleibt dem geübten Menschenverstand meiner Mitbürger überlassen.“ — Der dann eingetretene Streik hat gezeigt, daß Lloyd George seine Mitbürger ganz richtig eingeschätzt hatte.

Essig-Bohrungen in den Pariser Klubschloßkellern. Die Pariser „Moderne Film-Gesellschaft“, deren Leiterin die Schauspielerin Suzanne Desobry von der Comedie-Francaise ist, und die sich die Verfilmung der ausgesprochen patriotisch und chauvinistisch gehaltenen Werke der französischen Literatur zur Aufgabe gemacht hat, bringt jetzt den auch in Deutschland sehr bekannten „L'Ami Fritz“ von Crémieux-Charriau auf die Lichtbildbühne. Da „Freund Fritz“ ein von glühender Vaterlandsliebe befeuert, im Essig lebender Bon vivant ist, und da ferner der Roman sich in den verschiedensten Zeiten Essig-Bohrungen اسپيکت, kann man sich vorstellen, welche begeisternde Aufnahme dieser neue Film in Paris sicher ist und welche Tendenzen er verfolgt.

Antikommunistischer Propaganda-Film. Ueber die amerikanischen Kinobühnen geht gegenwärtig ein antikommunistischer Propaganda-Film, „Vod out for the Eagle“ (Wacht auf die Schanze), der auf Anregung der American Defence Society entstanden ist, und von dem die Gesellschaft eine starke Unterstützung in ihrem Kampfe gegen den Bolschewismus erprobt. Der Film wurde überall mit sehr großem Interesse aufgenommen und hat auch eine gute Presse.

### Literatur.

„Das Christen“ von H. v. Gieseler-Ansturm. Soeben erschienen bei Walter Krabbe Verlag in Stuttgart. — Das gewaltige Geschehen der Ehe wird in dieser wertvollen Neuerscheinung durch das Wort lebendig. Ein Meister der Feder hat hier ein Werk geschaffen, das gerade in unserer Zeit eine weite Verbreitung finden wird. Kraftvoll und wahr, schärfend und von feinerer Tiefe erdichtet, es offen alle Gefährten. Es gibt die eckel Winde und praktische Ratsschläge fürs Eheleben und läßt den Leser nachdenken über Dinge, die scheinbar nichtig, im Zusammenhänge zweier Menschen aber von entscheidender Bedeutung sind. Aus jeder Zeile spricht scharfsinnige Beobachtung, große Lebenserfahrung und Lebensliebe. Darum wird die es prächtige Buch allen Ehegatten und die es werden wollen, willkommen sein als Führer zum eigenen Glück. Wir empfehlen es unseren Lesern zur Anschaffung aufs angelegentlichste; es verdient einen Ehrenplatz in jedem Hause. Erwähnt sei auch die musterhafte, feine Ausstattung, die der Verlag dem Werke trotz des mäßigen Preises gegeben hat. Alles in allem bedeutet es eine Tauf

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 115

Sonabend, den 25. Oktober

1919

## Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Brachvogel.

(14. Fortsetzung.)

Verkauf verboten.

### Dreizehntes Kapitel.

Elde sah in der Alten Binatofel und kopierte einen Jordan. Ihre Beziehung war eckig, ihre Farbe hart und sie wußte auch selbst ganz gut, daß ihr Talent nicht über die Diktatanten hinaus reichte, aber sie kam doch Tag für Tag pünktlich, sobald die Binatofel aufgemacht wurde, und fühlte sich wohl, wenn sie die Maßföhre umgeben hatte und vor ihrer Staffelei stand. Die großen Bilderfälle waren jetzt ihre Zuflucht. Hier herein drang nichts von den Trübseligkeiten, den Anzuegen, die zu Hause den Tag erfüllten. Hier wußte man nichts vom Glück und Mißgeschick der Familie Rerk, hier sah sie keine verneinten Augen, las nicht in ihr gewordenen Hägen kumme Anlagen, vergaß die lächerliche Umarmung Diga, die sich um so bedeutender vorkam, je weniger sie von den Verhältnissen und Stimmungen daheim begriff. Hier gab's nur Bilder und Menschen, die sich in irgendeiner Weise für Bilder interessierten, Fremde, die mit wirklicher oder gemachter Freude die alten Meister besuchten, Maler und Malerinnen, die gleich Elde von Werk kopierend dastanden oder dasagen. Man umweilen hochgeliebte kamen, die Jungvermählte rauschend in neuer Frauenwürde und Eleganz, dann Reg bei Elde senkender Reib auf; wenn sie die Malweibchen raumum betrachtete, kam ihr Herz wieder zur Ruhe und sie hatte das Gefühl, als ob sie unter lauter Lebensgenossen stände. Jede einzelne dieser arbeitenden, strebenden Frauen hatte sicher schon ihr Schicksal gehabt und kein leichtes, das sah man ihnen an. Auch die jungen, hübschen und hübsch angezogenen Frauen jenen resignierten Ernst auf der Stirn, der die Lebensdämpfer von den Lebensfaulenzern unterscheidet. Ohne daß sie je mit einer von ihnen mehr gesprochen, als ein paar Worte über die schlechte Heizung, das trübe Licht oder die abernen Bemerkungen des Republikanismus, fühlte sie sich ihnen nahe in Erklärtem und Verneintem. O, es tat gut, still und einfach unter Menschen zu sitzen, von denen jeder eine geheime Wunde oder Wunde trug, und die wie sie den seufzenden Reib tannien auf die hellere Sorglosigkeit der Jungvermählten. Münter dachte sie: „Es ist hier wie in einer großen Krankenstube, nur daß wir uns nicht von un'ren Leiden erzählen. Aber wir leiden alle, und die leere Heiterkeit der Geunden hört uns, magst uns ungeduldig. Wenn sie uns doch alleht stehen, allein mit un'ren Schmerzen, un'ren Gedanken und un'ren Bildern! Aber den Geunden geht ja alles, das ganze Leben — also selbstverständlich auch die Binatofel!“

Sie sah die Bäume zusammen und legte ein Blau auf, dessen Farbe Schärfe wie ein Messer schnitt. Sie merkte das gar nicht und es lag ihr auch gar nichts daran, wenn Fremde ihre Arbeit mit geringfügiger Wärme aus ihrer Skopie sahen, indes sie vor anderen Staffeleien mit Veränderung standen oder gar Ausverhandlungen anknüpften. Elde blieb zwar auch sehr gerne einmal verkauft, schon um der Reputation vor der Familie und den Kolleginnen willen, aber um des Gelderwerbs war sie nichts hierher gekommen, ebensowenig um der Kunst willen. Sie wollte nur nicht tagaus tagin zu Hause sein, denn zu Hause war's furchtlich. Früher hatte es um das Haus Wert herum geflungen, wie sie verumtendete seine Gloden aus Silber. Jetzt stand Trübsal um das Haus her, gleich einer bieder, Frauen Weibsmann, trennte es von der Welt ab, verriet nichts von ihren bunten Verhältnisse, magst die vier Frauen so eng zusammen, daß sie einander fast haften, nur weil sie sich so unablässig nahe sein mußten.

Dienstmädchen, mit jedem Elefantem um einen Nidel feilscht und schrie und die ohne besonderen äußeren Grund den Töchtern Bärrigenen machte oder Weintränke bekam.

In der jüngsten Zeit hatte es allerdings zu belnem reichlich Grund gegeben: Franzis Scheibung mit allen Konsequenzen. Zunächst hatte das gerichtliche Verfahren der Mutter so zugelegt, daß sie ein paar mal Herzkämpfe bekommen hatte, und dann war Franzis mit einem Anfallin gekommen, das, wie Diga sagte, „echt Franzis“ war, romantisch, unpraktisch und unaussprechbar.

Franzis wollte nämlich durchaus nicht die Johrestrente annehmen, zu deren Zahlung Doktor Nebelst als der schuldigen Zeit herbeizurufen wurde. Sie hat ihre Mutter mit aufgegeben und gebürdet: „Nur das nicht! Nur kein Geld von ihm nehmen müssen! Das ist so begrabend... ich komm' mir vor wie eine lästige Geliebte, die man abstündet!“

„Du bist wohl nicht recht geschick! Das ist einfach keine Pflicht und Schuldigkeit! Wegen der paar tausend Mark, die er zahlen muß, ist schon der Waise wert, daß man redet!“ „Sei brüderlich, Mama, als ob's hunderttausend wären! Das mußt du doch begreifen!“

„Ich begreif' gar nichts, als daß du nimmst, was die gebietet!“

„Ich nehm' aber nicht!“ sagte Franzis mit starrem Trotz. „Das mach du, wie du willst, aber mit kommt du dann nicht mehr ins Haus. Wir haben gerade genug von dir und deinem Eigenen!“

Franzis schrie auf. „Eigenen? Mama, versteht ihr denn nicht, daß ich nicht anders konnte... Hätt' ich denn weiter bei ihm bleiben sollen als Paracost für seine Liebhaftigkeit? Hätt' ich“

Jetzt begann auch Frau von Wert zu schreien.

„Was du hältest, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich weiß nur, was du getan hast. Ich red' auch nicht weiter darüber, weil Gefühnes nicht mehr ungeschick zu machen ist... Du hast deinen Willen gehabt... du bist eine geschickene Frau... du hast uns diamert, auch diamert — schon! Aber jetzt hat das Paracost ein Ende! Du bist nicht in der Lage, drei diamierte Töchter zu ernähren und zwei Entel zu ernähren... oder, da ich in der Lage sein muß, müssen sich meine Töchter fügen und sollten froh sein, wenn sie mich mit ein bißel Geld, das ihnen von Gottes und Rechts wegen gebührt, unterstützen können...“

„Wir haben doch vor meiner Heirat auch gelebt, recht gut zwar.“

„Zawohl, da hat man noch gemeint, wunder wie reich der Diga ihr Mann ist! Und die Elde war so gut wie verlobt... Jetzt hat die Diga so wenig, daß ich ihr bedürftig zusehen muß, sonst magst sie an allen Ecken und Enden schänden... Die Elde ist so kompromittiert, daß ich sie ohne Mißbilligung kaum je beschreiben kann, jetzt soll ich dich auch noch erbalten! Mein, ich kann nicht mehr, ich kann ein ach nicht mehr, verzeih mir, ich kann nicht mehr, ich bin nicht mehr glücklich in un'rer Lebenshaltung, denn außer in nicht mehr glücklich in un'rer Lebenshaltung, denn sonst wird die Elde überhaut eine alte Jungfer, oder wo man's nicht sieht, magst der Wennig geklopert werden... Und darum ich dich nur den Mann aus dem Kopf, daß du dem... dem... Dem hat uns mehr angeen, als er mit ein paar tausend Mark im Jahr zahlen kann! Du nimmst es ruhig und gehst wieder zu uns — dann ist es ja gerade so, als wenn nichts geschehen wäre!“

Sie lagte sie den letzten Worten so scharf auf, daß es mehr tat. Franzis hätt' sich ihr am liebsten in die Arme geworfen, ihr die eingehenden Wangen gefreilicht und gefächelt: „Arme Mama!“ Aber zugleich lag ein bitteres Gefühl in ihr auf, zog ihre Mundwinkel herab und verächtlich ihr den Mund. Sie erwiderte der Mutter nichts mehr.





ging in ihr Zimmer und legte sich aufs Bett. Halbe Tage konnte sie so liegen, untätig, ohne Schlaf, ohne feste Gedanken, wie versteinert in ein dümmendes Meer von Traurigkeit. Sie dachte nicht zurück, sie dachte nicht voran, sie grübelte nur unablässig, ohne daß sie eigentlich gemußt hätte, worüber, und in der Nacht schlief sie fest, ohne Träume, bis weit in den Morgen hinein. Sie hatte eigentlich gar nicht mehr das Gefühl, daß sie lebte; was aus sich noch außen hin tat, geschah rein mechanisch, wie aus alter Gewohnheit, und wenn es geschähe war, versank sie in jenes nebelhafte Einsinnen ohne Anfang und ohne Ende, in dem sie nicht einmal hörte, wenn man zu ihr sprach.

Frau von Merk färrmerte sich weiter nicht um die Gefühle ihrer Töchter — sie hatte genug mit den realen Anforderungen und Sorgen des Alltags zu tun und mußte noch obendrein unbesümmert, heiter und elegant aussehend wie sonst, wenn man Besuch bekam, machte oder sich überhaupt in der Gesellschaft zeigen ließ. Möchten die jungen Leute nur sehen, wie sie sich mit dem Leben abfanden; sie, die Ältere, hatte genug zu tragen und wollte von der Empfindungsweit der Jungen nichts mehr hören. Ja, wenn sie einmal mit einer Tante kämen, mit einer guten Heirat, dann würde Mama wieder, wie ebendem, strahlend auf dem Posten sein, aber jetzt, da die ganze Familie heruntergedrückt, gesunken im Wert war, kam's vor allem darauf an, daß die Töchter gehorhten, schwiegen und trachteten, möglichst bald ihre Lage und so die der ganzen Familie zu verbessern, das heißt, eine vorteilhafte Partie zu machen . . .

Mit Franzl und Elbe fand Mama jetzt in einem kühlen Verhältnis; das Einsinnen der einen verdroß sie ebenso, wie die Bitterkeit der anderen. Mit Olga dagegen war sie ungeringer denn je — mehr denn je brauchte sie ja jetzt diesen unermüdbaren Optimismus, die unabänderliche Zuversicht, die die augenblickliche Misere nur als vorübergehend ansah, brauchte sie die'se nützliche Realistik, die aus Voraussetzungen und Worten Feenschwitzer baute und glänzende Perspektiven entrollte! Ach! und die süßliche Gabe Elgas, überall eine Spure für Mamas heiße Wünsche zu entdecken, überall Chancen zu finden, die zu dem ersehnten Glücksaufschwung hinführen konnten! Da war Frau von Merk zum Beispiel ärgerlich, daß Elbe sich auf's Kopieren verlegen wollte. „So ein Unfinn! Gerade jetzt! Das steht doch ganz aus, als ob wir schon nicht mehr das Salz in die Suppe hätten . . . als ob meine Töchter arbeiten müßten . . . als ob die Elbe überhaupt schon ganz resigniert hätte . . .“

Olga nickte verneinend mit dem hübschen blonden Kopf. „Ach, Mama, vergiß, das sind doch ein bißchen antiquierte Ansichten! . . . Kunst ist doch keine Arbeit. . . Und dann, sieh mal! Sie lächelte verschämt. „Laß die Elbe nur ruhig in der Pinakothek sitzen! Da kommen doch immerfort Fremde hin . . . reiche Fremde. . . Man muß nur darauf sehen, daß sie immer hübsch angezogen ist! Wer weiß, ob die sich nicht in der Pinakothek ein größeres Glück ermailt, als sie sich, auf weiß Gott wieviel Willen erlangt hätte!“

Das mager Gesicht der Mutter begann zu leuchten. „Ja, Olga, wenn man's so ansieht. . . Wieleicht hast du recht! Geb' Gott, daß du recht hast!“

Zuerst hatte sie mit Elbe gekant, daß diese den halben Tag fort sein und auch noch eine Menge Geld für Farben und Leinwand ausgeben wollte. Jetzt legte sie ihr keine Hindernisse mehr in den Weg, sondern schenkte ihr sogar ein paar farbige, hellrote Malstücher mit bunter Silbererei. „Mach's nicht so anfallend, Mama,“ mochte Olga. „Sonst merkt sie, was wir denken, und geht eben deswegen nicht mehr hin . . . Die zwei waren ja von jeher untraktlich. . . Und dann ein Mädchenberg . . . o räuber, räuber nicht daran!“

Sie war sehr zufrieden mit ihrer Bemesslung und Frau von Merk tat, wie sie's gesehen. Sie glaubte zwar nicht mit Hingebung an den reichen Freier in der Pinakothek, aber möglich war's ja immerhin. Konnte man keine großen Pläne mehr spinnen, so war man mit kleinen zufrieden, froh, wenn auch nur der Wohlklang eines schönen Traumes den grauen Alltag mit bunten Lichtern erfüllte. . . .

Elbe merkte nichts von dem, was sie hinter ihr her dachten und ausspannen. Wenn sie morgens um neun Uhr in die Elektrische stieg, kam sie sich frei und reich vor, daß sie nun vier Stunden lang allein sein dürfte, fort von daheim, fort vor allem von Franzl, deren verschlafenes Einsinnen durch die Stunden hin sie zugleich mit Mittel und mit Mut erfüllte.

Zuerst, als Franzl wieder heimgekommen war, hatte Elbe sich ihr voll heiligem Mitleid angeschlossen, gleichsam eine kleine Gegenpartei gegen Mama und Olga bilden wollen. Sie hatte die jüngere Schwester immer mehr geliebt als die Ältere, deren sonstige Annahme sie früher nur zum Spott geriet, die sie aber jetzt manches Mal in solchen Born bewegte, daß sie am liebsten mit gewählten Gefühlen auf sie los wäre. Franzl hatte ihr unglücklich sein, trau, tat ihr immer noch unglücklich leid, aber die Art, wie Franzl ihr Leid trug, ihr mortales Linsenstücken im Schmerz schätzte ihr Trauen ein. Angst überfiel sie, daß sie selbst, die heute noch die Kraft zum Widerstand, zur Bitterkeit und zum Hohn hatte, auch einmal so gedrückten doligen könnte, wie die Schwester. „Unlück liebt an,“ sagt ein altes, hergelesenes und ach! so wahres Volkswort. Wie, wenn das Unglück hier ankam? Wenn die'ere lähme Gram von Franzl zu ihr herüberging, ihr den Trost der Verschütterung langsam zernagt, daß sie sich nicht mehr oben halten konnte auf der Welle des Lebens, sondern immer tiefer versank, bis es kein Emporkommen mehr gab? Wie ihr eigenes Zukunftsbild hand schreckhaft das blaße, ausgebläute Gesicht der geschiedenen Frau vor ihr . . .

In solchen Augenblicken schob sie wohl die Schwester, deren Hand sie eben noch tröstend gehalten, raus von sich und lief hinweg. Hinüber zu Olga, die der Mama inständig wieder Zukunftsträume vorgezogen ließ. . . D. die'ere dumme Optimismus, dessen Fadenfeinheit man auf den ersten Blick merkte, tat doch so gut, neben Franzls grenzenloser Verzweiflung. . . Dumm war alles, was Olga sagte, nein, nicht sagte, sondern wie ein Sturmgewitter, aber diese Dummheit hatte eine lebendige Wirkung neben dem toten harten Schweigen der jungen Frau Doktor Benedikt.

„Nein, ich will nicht so werden!“ schrie es in ihr. „Ich will nicht! Ich muß wieder in die Höhe, ganz hinauf, wo ich hingehöre! Da unten, wo die Franzl hoch, dieb! ich nicht, nie . . . nie . . .!“

Und sie ariete auf, wenn sie wieder vor ihrer Staffelet stand, unter lauter Widen und Menschen, die sich für Widen interessierten, Menschen, die arbeiteten, schwoigten, lachten, Menschen, in deren Betriebe sie verzog, wie es doch immer aus'g.

Eines Tages überfiel sie eine Ueberraschung. Anton Rothauer kam in die Pinakothek gerade in den Saal, wo ihr Jordans hing. Sie hatte ihn nicht gleich bemerkt, weil ihre Staffelet so stand, daß er in ihr Eingang verdeckte, aber an der anderen Seite e er langsam kam an ein Häkchen, stöpelte, häkerte, daß sie unwillkürlich aufsehen mußte. Sie erkannte ein wenig . . . wurde rot . . . preßte die Lippen aufeinander und pinckte mit demonstrativem Eifer weiter. Der hatte sie noch in all ihrer Glorie gekannt, damals auf dem Wa'ar. . . .

Rothauer war mit zwei fremden Herren, Ausländern, gekommen, denen er die Sammlungen Münzens zeigte. Während die beiden mit der landesüblichen Beweiserung vor einem Rubens standen, schwendete er, der nichts für Rubens übrig hatte, im Saal weiter und blickte vor dem Jordans stehen, gerade hinter Elbe, der er, ohne daß sie's merkte, über die Schulter blickte, um ihre Kopie mit dem Original zu vergleichen. Er schnitt eine kleine Grimasse, wollte weitergehen. Da erst erkannte er die Malerin. Er trat an die Staffelet, zog rückwärts den Hut. „Hab' die Ehre, gnädiges Fräulein!“

Sie tat wie aus den Wolken gefallen, verlor ihm die Hand. „Ach, Herr Rothauer, das ist aber eine Ueberraschung!“

„Das könnt' ich Ihnen zurückgeben: ich hab' gar net gewußt, daß Sie malen . . .“

„D, es ist auch nicht der Rede wert! . . . Nur so . . . weil . . . mitunter . . .“

Sie veräppelte sich, brach ihren Satz läß ab. Wie war ihr die eigene Arbeit so unzulänglich, so lächerlich erschienen wie jetzt . . . Und was sollte, konnte sie ihm sagen? Kos dem Auge des Künstlers gab es für diesen Mitleidensmenschen eine Entschuldigung — die Wahrheit. Aber unmöglichkeit konnte sie ihm, dem Fremden, sagen. „Ich male, damit ich einen Vorwand habe, um von Hause weg zu sein . . .“

Er lächelte gutmütig. „Mein Gott,“ sagte er, „malen S' nur zu, ich stür' Sie nett! Malen is ja kein 'Aind' und auch kein 'Schand' . . . aber daß Sie a Malweiber sind, hä't' ich nie g'meint . . .“

„Ich sag' Ihnen ja, ich bin's nur nebenbei!“ (Fortsetzung folgt.)

## Zurückgegebenes Leben.

Sie kommen. Sie kommen nicht. Frankreich ist der hindernde Teil. So ging es seit Wochen. Nun endlich ist die auf ganz Deutsch und schmerzbringende Angelegenheit so sehr in Fuß gekommen, daß man wirklich etwas davon merkt. Jede Nacht und jedes weite Dorf hat seinen Zurückgehenden. Die Fragen überfragen sich. Man feiert eine Wut: fragt doch die heimgekehrten Kriegsangehörigen nicht so viel! Wenn jene Lust haben, so werden sie schon erzählen. Und die meisten müssen ihr Herz befehlen, indem sie reden und immer wieder reden, wieder andere sind freudig und schlichten und Gegenstände heran. Sie trauen sich gar nicht an Menschen und Gegenstände heran. Sie werden fast schon glücklich, da sie immer noch auf ein solches Wort hören. Die Tüde ihres Zimmers, ihres Bettes kommt ihnen unheimlich vor. Liebe hat viel mehr er gutgemacht. Reisen muß erst langsam wieder erwasen, um ganz der Gegenwart zurückgegeben zu sein. Ein jeder erdet so seiner eigenen Roman bei der Wäde, sehr, meist ist es ein trauriger, selten ein hübscher oder heiterer. Dennoch — aus der Verteilung, aus der neuen Freiheit wird eines Tages auch wieder das Lachen kommen, der Glanz, der erst dem Arbeitstag die rechte Schwungkraft verleiht. Entsetzt der Städte sind heimlich verborgen. Sie müssen vorzüglich geübt und erweckt werden. Das neue Glück wird oft noch zu sehr von den Wolken der letzten Jahre überdeckt. So etwas läßt sich nicht so einfach wie ein Vorhang hochziehen, das Glück ist es gar ein Unglück, das sich eben nicht, das Glück des Augenblicks gar nicht aufkommen lassen möchte. Ist da in Berlin die Gattin eines bekannten Büchhändlers, Artillerieoffiziers, der seit der Flandernschlacht in englische Gefangenenschaft schmachtet. Der Kompanion ist bei einem Sturmangriff auf ein russisches Dorf gefallen. Die kleine tapere Frau, von Geburt Engländerin, hat alle Kräfte herzugeben, das Geschick aufrecht zu erhalten. Ihr Herz gebt ganz dem fernem Gatten, dem es in ihrem eigenen Vaterland nicht gut geht. Ach, nur zu selten kommen die Briefe und sie wissen immer weniger Gutes mitteilen. Ihr Herz gebt Deutschland, weil sie hier die Liebe fand. Endlich naht der Tag der Heimkehr. Gott sei dank der Gatte ist mit unter den ersten Zurückkehrenden. Bistigh ist ein Telegramm aus Öttingen gekommen. Bis zum Wiedersehen, dem endlichen, sind nur noch Stunden! Die letzte Nacht allein. Da haben sich Einbrecher des Ladens angenommen, die Spiegelscheibe zertrümmert und sich von den Wurzeln und Wänden genommen, was ihnen wertvoll genug erschien, um in Geld umzusetzen zu werden. Ach, was flammert jetzt der Einbruch die kleine Frau. Der einem Jahr hätte sie noch schwerer unter solchem Schicksalsschlag gelitten. Das Schaufenster muß von den Spüren des nächtlichen Unheils gesäubert werden, damit der Gatte nicht gleich einen Schreden bekommt, wenn er hereintritt. Die Schiller der großen Spiegelscheibe sind zu entfernen. Das kann gar nicht schnell genug geschehen. Und fast in demselben Augenblick, da der Gestelle über die Schwelle tritt, fällt ein großes Stück Glas herunter und durchschlägt der kleinen tapere Frau den rechten Arm, durch verschiedene Sehnen, bis tief in den Knochen hinein. Blut fließt. Die Umarmung ist ein einzig großer Schmerz. Ganz andere Worte kommen über ihre Lippen, als man sich so manchen Tag zurechtgedacht hat, der erste, seit Jahren wieder gemeinsame Wege, muß gar klinisch sein. Was schadet es, daß die rote Pflanze auf das Reich heruntertropfen! Es ist nur ein Symbol für die schmerzliche Freude des Wiedersehens. Die Augen leuchten in einem lächelnden Glanze. Zwei Menschen haben sich wieder. Ein doppeltes Leben ist sich und der Welt zurückgegeben — zu neuer Arbeit, zu neuem Glück.

## Der Landsparrer.

Von Pastor Max Müller, Rehmstedt.

gängt man in der Großstadt allmählich an die Arbeit eines Großstadtsparrers zu verstehen und zu würdigen, so hört man doch über den Landsparrer und seine Tätigkeit noch oft Urteile, die gänzlich veraltet sind. Man stellt sich unter ihm einen alten Herrn vor, der stets mit Tafel und Regenschirm reist, und dessen Neugier und Vernehmen seinen Beruf sofort verläßt. Was für die äußere Erscheinung unter der augenblicklichen Kleiderart noch einige Zeit halten, — der Landsparrer, der nur ein Mal im Jahr eine Taufe oder ein Begräbnis und alle drei Jahre nur eine Trauung hat, ist im Aussterben begriffen. Dafür sorgt schon die finan-

zielle Lage der Kirche, die sie gewinnt, endlich die kleineren Gemeinden zusammenzuliegen. Es war ja auch eine unverantwortliche Vergewaltung von adäquater Kraft, wenn ein Dorf in Stärke einer kriegerischen oder friedensstarken Kompanie einen Parcer fast sich beanspruchte. Die Schuld lag aber weniger an der Behörde, als an den Gemeinden, die immer wieder wie von alterer ihren Parcer haben wollten.

Um ein reiches Bild vom Landsparrer an'erer Tage zu bekommen, muß man bedenken, daß ein großer Teil der Landgemeinden, fast alle die, die der Städte auf seiner Bahn'art immer liegt, längst nicht mehr rein bäuerlich-Verdichtung haben, sondern fast von Weibern durchsetzt sind. Das ist im weiten Umkreis jeder Stadt der Fall, aber auch in Bergbau- und Industriegebieten, die eine Stadt nicht in direkter Nähe haben. Was man heute sehr wohl Weibertöchter sein, ohne in einer Großstadt zu leben.

Ein Teil der Tätigkeit des Landsparrers wird von den Frauen meist unter'gigt; es ist die Predigtarbeit. In größeren Gemeinden können sich die Parcer im Predigen ab'und das ist gut, über der Landsparrer kann niemals aus'gehen. An jedem Sonntag und Feiertag muß ihm die Pflicht auf die Kanzel. Die bunten, schlafenden Bauern, so e man in der Kirche vor'gehen könnte, was man wollte, sind längst Gaze geworden. Man hat auf dem Dorfe ein gar kein Gefühl für das, was der Parcer sagt und was er nicht sagt. Und grad, weil das Bauerngemüt mit Gelfestoff nicht über'füllt ist, härtet das Wort ganz anders wie beim Großstädter, auf den seine Seele ein Eindrud nach dem anderen einströmt. Daher muß der Landsparrer, wenn er seine Arbeit an den Bauern'ern ernst nimmt, die Gottesdienste wohl vorbereiten. Manchem Lande, der den Landsparrer gegen über die Arbeit an'gigt, wünschte ich nur diesen Teil seiner Tätigkeit einen Monat lang, — seine Anwesenheit würde sich wohl bald ändern. Dazu kommt, daß es dem Parcer als Akademiker immer leichter wird zu einer Großstadtgemeinde zu reisen, als die große Wahrheit dem schlichten Verständnis des Bauern anzupflanzen.

Die Gefahr des „Verbauerns“ ist heute denn nicht seine ganze persönliche Anlage dahin fließt, für den Landsparrer verschwinden. Das lassen schon die Arbeiter in seiner Gemeinde nicht zu. Auch ist er durch Bähn und oft schon durch Ze'ebenen an den Weltverkehr angeschlossen. Er muß in allem auf der Höhe sein, wenn er seinen Wahn stehen will, spielt doch die Person des Parcers in der Dorfgemeinde eine viel größere Rolle als im Großbetrieb der Stadt. Darum, da Großstädter, wenn Du auf denen Reisen an so vielen Adressen und Kirchorten vorbeileist, den nicht gegn'ständig von den Wännern, die als Plonier des Evangeliums an ihrem Volke in seinem Land etwas von der ewigen Freude in Haus und Herz tragen wollen!

## Für die Hausfrau.

Entscheidung der Morgenstunden für die Hausfrau ohne Hilfe.

Bekanntlich sind die ersten Morgenstunden, wenn der Hausherr, erwache Angehörige und die Kinder fast zu gleicher Zeit das Haus verlassen müssen, äußerst unruhig für die Hausfrau. Diefere Beden der Eingenen, Vereiten des Morgenbrantes, der Frühstücksbrote, Decken des Kaffeetisches, Putzen des Schuhschneiders, Waschen und Frisieren der Kinder, Herausgabe von feineren Wäsche, Schürzen, Tragen usw., alles das sind Pflichten, die zum Teil morgens in kurzer Zeitspanne der Eile durchzuführen sind. Da habe ich nun seit kurzem einen Vorschlag gemacht, der mit gewissenlichen Erleichterungen verbunden ist, die sich in gleicher Lage wie ich befinden, empfehlen möchte. Jedes Schulkind muß am Abend seine eigenen Schuhe putzen, und abends ein jedes von ihnen je eine Wäsche durch auch d'ejentlicher der anderen Erwas'enen. So sind die anderen bei größerer Kinderzahl während einiger Wochen hindurch von die'ere Arbeit entlastet und können ihre Freizeit während dieser Wochenstunden in beliebiger Weise ausnutzen. Ich selbst denke in einem Nebenraume, den wir am Abend nicht benutzen, den Kaffeetisch, ehe ich zu Bett gehe, bereite noch die Frühstücksbrote zum Mitnehmen, verpacke sie in zugedeckter Porzellan'gefäße und lege das Frühstückspapier bereit. Am Morgen lege ich zunächst nach dem Aufstehen, das Kaffee- und Suppenwasser auf, nehme dann erst meine Toilette vor und während die Familienmitglieder aufstehen, bereite ich in Ruhe Getränke und Suppen. Während die'se langsam zum Genuß abziehen, helfe ich die Kinder an'selben und fertig machen und in größter Ruhe können